Nr. 302. 1. Ausgabe. Sonntag, 5. November 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Lokaleinlag 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsere Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsere Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf. pro Quart. 2,52 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ 4,26
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Krisis in der Reichsregierung.

Lindequists Rücktritt. — Offiziöse Färbungen. — Das Marokko-Geschäft. — Die allerneueste Indiskretion. — Bethmanns gute Presse in Paris und London.

Bethmann gegen Lindequist.

Theobald v. Bethmann Hollweg hat eine Niederlage erlitten, wie sie noch keinem seiner Vorgänger (und hoffentlich auch keinem seiner Nachfolger) zuteil ward: in dem Augenblick, da der Afrikavertrag de facto abgeschlossen ist, erklärt der Staatssekretär im Kolonialamt vor aller Oeffentlichkeit, er wolle mit jenem Vertrage nichts zu tun haben, er könne die Verantwortung (die nicht nur den Kanzler trifft) dafür nicht übernehmen, und er fordert seinen Rücktritt. Fordert ihn zum zweiten Male und erhält ihn.

In dem ganzen traurigen Marokkohandel ist dies der erste Lichtstrahl. Nun wissen wir, daß es in der Reichsregierung zum mindesten zwei aufrechte, ehrliche, gerade Menschen gibt — nein gab (neben Lindequist auch Herr v. Dankelmann), die nicht an ihren Aemtern kleben, sondern die die Wahrheit lieben und sie bekennen, die die Niederlage des Vaterlandes mit dem Volke, das von den Verträgen der Wilhelmstraße nichts wissen will, zusammen büßen. Von maßgebender Stelle sind jetzt alle die Zeugen, die hundertfach in der ganzen deutschen Presse zum Ausdruck kamen, gerechtfertigt worden.

Die Männer aber mit den Doppelnamen, Bethmann Hollweg und Kiderlen-Wächter, sind desavouiert, ihre Taten als unzulänglich, als verderblich kritisiert worden. Es ist ein Vorgang, der seines gleichen nicht hat in der Weltgeschichte. Und er hat in den Regierungsstellen eine Erregung hervorgerufen, die angesichts der Folgen des Rücktritts namentlich für die innere Politik erklärlich ist. Nachdem man noch vor wenigen Tagen alle Gerüchte von Mißhelligkeiten zwischen dem Auswärtigen und dem Kolonialamt dementiert hatte, muß man jetzt zugeben, daß ein Konflikt von beispielloser Schärfe im Schoße der Regierung ausgebrochen ist. In diesen sechs Tagen vom letzten Sonnabend bis zum gestrigen Freitag muß also ein Ereignis eingetreten sein, das eine „neue Situation" (wie Asquith sich in seiner bekannten Rede ausdrückte) geschaffen hat. Und dieses Ereignis ist, es läßt sich unschwer erraten, der Afrikavertrag, unter den heute (stolz und einer Scheres-Pose sicher) Herr v. Kiderlen-Wächter seine Unterschrift setzt. Offenbar hatte der Kanzler Lindequist beruhigt über das Ergebnis der Abmachungen; nachdem aber der Staatssekretär am Donnerstag abend oder Freitag morgen von dem Inhalt des paraphierten Vertrages Kenntnis erhalten hatte, sah er als ehrlicher Mann nur einen Ausweg, erkannte er die Notwendigkeit, sich von dieser Regierung zu trennen, die Deutschlands Interessen in so unzulänglicher Weise wahrgenommen hatte. Und er ging.

Ihm folgen unerhörte Schmähungen der offiziösen Presse (die des Kanzlers Situation nur noch verschlechtern). Man beschuldigt das Kolonialamt des Bruches der Amtsverschwiegenheit. Der „Berl. L.-A." schreibt:

„Die zwischen den Regierungen von Deutschland und Frankreich geführten Marokkoverhandlungen haben sich von Hause aus durch eine ungewöhnliche Diskretion ausgezeichnet, die ein Eindringen der Oeffentlichkeit in die diplomatischen Pourparlers fast völlig ausschloß. Ueberraschen mußte es daher, daß öfters Indiskretionen von einer Seite, die dem Kolonialamt offenbar nahesteht, zu verspüren waren und Anlaß zu allerlei Gerüchten über Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Kolonialamtes über den Wert des Kongovertrages gaben. Wenn auch mit Sicherheit anzunehmen ist, daß Herr v. Lindequist selbst mit diesen Indiskretionen nichts gemein hat, so haben sie doch berechtigtes Aufsehen erregt."

Hier ist Lindequists Name unmittelbar in Verbindung mit jenen Indiskretionen gebracht, und man braucht nicht bis in die Geheimnisse der offiziösen Sprache eingedrungen zu sein, um zu erkennen, daß dies mit bestimmter Absicht geschieht. Freilich gänzlich ungerechtfertigterweise, denn das „B. T.", von dem die ersten Mitteilungen über Mißhelligkeiten zwischen dem Auswärtigen und dem Kolonialamt ausgingen, erklärt aufs unzweideutigste, daß ihm die Nachrichten nicht von jener Stelle zugegangen seien.

Aber jene Insinuation ist noch nicht das Schlimmste. Bethmann versucht, Lindequist vor aller Oeffentlichkeit als einen unfähigen, applaussüchtigen Menschen hinzustellen. Uns wird gemeldet:

+ **Köln**, 4. November. Die „Köln. Ztg." läßt sich offiziös aus Berlin telegraphieren: „Der geräuschvolle Abgang, den Herr v. Lindequist genommen hat, entspricht wohl nicht seinen Wünschen und seiner Eigenart, und es ist ein Verhängnis, daß dieser ruhige, stille und zurückhaltende Mann mit einem regelrechten Krach aus dem Amte scheiden mußte. Ueber die Vorgänge, die zu seinem Rücktritt führten, haben wir bereits berichtet. Daß seine Amtsdauer keine lange sein würde, stand schon seit langer Zeit fest. In eingeweihten Kreisen war man sich darüber klar, daß seine Ernennung zum Staatssekretär ein Mißgriff war. Lindequist ist ein Mann, der den besten, ehrlichsten Willen besitzt, ein eifriger und gewissenhafter Arbeiter, der sich auf Grund seiner amtlichen Stellung und seiner Reisen in mehreren Kolonien wertvolle Kenntnisse verschafft hatte. Was ihm fehlte, war der große Zug und die durchgreifende Energie, die gerade für einen Kolonialminister nötig sind. Seine Unentschlossenheit war nachgerade sprichwörtlich geworden, und dieser große Mangel trug die Hauptschuld daran, daß große und auch kleine Fragen nicht vom Flecke kamen und in ärgernder Weise behandelt wurden. Als Staatssekretär, der Initiativen und Anregungen geben, vor allem aber dafür Sorge tragen muß, daß sie auch ausgeführt werden, war Herr v. Lindequist nicht am Platze. Er besorgte, daß er hier und da anstoßen könnte, und kam dabei zu keinem Entschluß. Demnach hat seine Amtstätigkeit keine bleibenden Spuren hinterlassen, und es folgt nur das Bedauern, daß ein als Mensch unanfechtbarer Mann in eine Stellung gebracht wurde, die über seine Kräfte ging."

Ein solcher Nachruf ist bisher wohl noch keinem Minister oder Staatssekretär zuteil geworden. Der Menschenkenntnis des Kanzlers wird nicht gerade das beste Zeugnis damit ausgestellt, daß man den von ihm erwählten Staatssekretär für unfähig erklärt. Daneben aber ist diese offiziöse Auslassung — ein sonderbarer Dank übrigens für ehrliche Arbeit! — voller Unrichtigkeiten! Nach der gestrigen Mitteilung des Wolffbureaus hat Lindequist bereits im Sommer sein Entlassungsgesuch völlig freiwillig eingereicht. Warum hat man es nicht genehmigt, da man seine Unfähigkeit erkannt hatte? Oder ist diese Erkenntnis erst nachher über Herrn v. Bethmann gekommen, als Lindequist sich noch immer nicht von der Vortrefflichkeit der verpesteten Kongosümpfe überzeugen lassen wollte?

Was aber die Eigenschaften Lindequists betrifft, so wollen wir die offiziöse „Köln. Ztg." durch ein dem Herrn v. Bethmann sehr nahestehendes Blatt widerlegen. Die agrarische „Deutsche Tageszeitung" schreibt:

„So bleibt uns nur übrig, auf das tiefste zu bedauern, daß ein Staatssekretär von der kolonialen Erfahrung, den kolonialen Verdiensten und dem verheißungsvollen Kolonialprogramm, wie Herr v. Lindequist es war, diesen Posten zu verlassen gedenkt. Zu beklagen aber auch, daß dieser Schritt, dessen Gründe nach dem Dementi vom Sonntag noch näherer Aufklärung bedürften, in einem Augenblicke erfolgen mußte, wo er ohne Zweifel mindestens eine bedenkliche Erschwerung der innerpolitischen Situation bedeutet."

So lautete das Urteil der „Deutschen Tageszeitung" gestern abend, und heute morgen bekräftigt sie es, jenen offiziösen Anstassungen zum Trotz, noch einmal, indem sie schreibt: „Eine ausführlichere Würdigung der reichen kolonialpolitischen Verdienste, die Herr v. Lindequist sich erworben hat, ist im Augenblicke nicht möglich."

Zum zweitenmal unter Bethmanns Kanzlerschaft ist das Kolonialamt verwaist: Dernburg ging, weil er mit der innern Politik des leitenden Ministers nichts gemein haben wollte — Lindequist geht, weil er die auswärtige Politik für verderblich hält. Bleibt noch etwas zu kritisieren an den Taten des fünften Kanzlers?

• • •

Lindequists Laufbahn.

Herr v. Lindequist ist am 15. September 1862 in Westeritz in Pommern geboren. 1886 trat er als Referendar in den Justizdienst. 1889 ging er zur Allgemeinen Staatsverwaltung über und wurde Regierungsreferendar in Trier. Im Juni 1892 zum Regierungsassessor befördert, trat er in die Dienste des Auswärtigen Amtes, arbeitete zunächst in der Kolonialabteilung und ging im Februar 1894 als rechtskundiger Hilfsarbeiter nach Windhuk, wo er 1896 zum Stellvertreter des Landeshauptmanns ernannt wurde. Er nahm am Feldzuge gegen die Hereros aktiven Anteil und zog auch gegen die Khaneshottentotten zu Felde. In seiner Zivilstellung blieb er, seit Anfang des Jahres 1897 als Regierungsrat, bis er im Juni 1900 mit der Verwaltung des deutschen Generalkonsulats in Kapstadt beauftragt wurde. Seine endgültige Ernennung zum Generalkonsul erfolgte im Jahre 1902. Im Mai 1905 wurde er, wie es hieß, nach Ueberwindung formeller Schwierigkeiten Gouverneur von Südwestafrika. Im Mai 1907 wurde er Unterstaatssekretär. Anfang des Jahres 1909 unternahm er eine längere Informationsreise nach den afrikanischen Kolonien. Am 10. Juni 1910 wurde er als Nachfolger Dernburgs Staatssekretär im Reichskolonialamt.

Das Ergebnis von Agadir.

Das in langer Monde Frist gewebte Werk wird nun zur Schau gestellt. Man darf das Resultat dieser Novembertage nicht wägen, ohne an die ersten Julitage dieses Jahres zu denken. An die Tage, da der „Panther" vor Agadir Anker warf. Die „Panther"-Geste, die hieß: Deutschland ist es müde, bei der Teilung der Erde dauernd den Part des Uebergangenen zu tragen. Die Geste ist überall so verstanden worden: Wir erheben den Anspruch auf marokkanisches Terrain, den wir erheben dürfen, wenn Frankreich die einst zugestandene Integrität Marokkos zu seinen Gunsten aufhebt — wir, die wir durch unsere eigene Kulturarbeit in Marokko (und namentlich im Sußgebiet, wo Wesentliches bisher überhaupt nur von Deutschland getan worden ist) ein Recht auf einen Platz an der marokkanischen Sonne haben. Nichts von Marokko für Deutschland! Das ist nun das endgültige, das „paraphierte" Ergebnis der Verhandlungen. Wir haben auch nie einen Finger breit marokkanischen Terrains haben wollen, erklären die Kiderlen-Offiziösen. Die aber damals nichts dagegen hatten, als ihr Meister ob der unzweideutigen „Panther"-Geste mit dem Vorschußlorbeer des „Bismarckschülers" bekränzt ward. Sie haben Bismarckreminiszenzen bereit, sowohl wenn es die Stärke ihres Herrn zu feiern, als auch seine Schwächen umzufärben gilt. Heute zitieren sie, daß Bismarck 1880 dem deutschen Botschafter in Paris erklärte, „wir könnten uns nur freuen, wenn sich Frankreich Marokko aneigne, es habe dann zuviel zu tun, und wir könnten ihm die Vergrößerung des Gebietes in Afrika als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen". Als ob wir mit Bismarckzitaten von 1880 deutsche Auslandspolitik von 1911 machen könnten! Bismarck lebte ja immer des Glaubens, daß Deutschlands Besitz in Europa saturiert sei; er sah die immense Entwicklung Deutschlands, das riesige Wachstum seiner Bevölkerung, die Absatz- und Absatzgebiete im Auslande lebensnotwendig haben muß, nicht voraus. Und was will das besagen, daß heute die Offiziösen erklären, Deutschland habe seit Jahrzehnten durch seine Staatsmänner immer wieder erklären lassen, wir hätten keine territorialen Interessen in Marokko? Hat sich denn Frankreich an die Erklärung seiner Staatsmänner gehalten? Frankreich hat in der Marokkosache gegebene Versprechen und geschlossene Verträge skrupellos ge-

Die Uniformierung von Berlin.

Von unserm F.-Mitarbeiter.

Berlin, 3. November.

Die Berliner haben ein neues Rathaus bekommen und Herr v. Jagow ist unter die Maler gegangen. Das wären etwa die beiden wichtigsten Neuigkeiten. Ueber die erstere ist nicht viel zu sagen — an der zweiten sind sicher die Feuilletonisten schuld. Und nun stellen Sie sich, bitte, die Aufgabe vor, über ein solches Unglück — wieder ein Feuilleton zu schreiben. Die Sache hat schon fast etwas Metaphysisches.

Ich will aber versuchen, geordnet vorzugehen. Herr v. Jagow hat bekanntlich ein großes Interesse für Kunst und Kultur. Er läßt Oreste-Aufführungen und „Pan"-Nummern konfiszieren, untersagt das Hüteetragen und warnt Neugierige, verbietet das zu späte Schießen und regelt den Verkehr. Wie ein jedes Kind weiß, sind das lauter wichtige und bedeutsame Dinge, und so wundert man sich fast, daß dem vielgeplagten Polizeipräsidenten noch Muße zu neuen Taten bleibt. Sie ist aber geblieben, und die neueste Frucht dieser Muße ist es, an der, wie gesagt, die Feuilletonisten schuld sind. Herr v. Jagow hat nämlich an den Autodroschken Anstoß genommen oder vielmehr an ihrem Anstrich, und kraft seiner Berufung als Regler des Berliner Straßenbildes hat er befohlen, daß alle Benzindroschken einen marstallbraunen und alle elektrischen Droschken einen eisenbeinfarbenen Anstrich bekommen. Der erste Grund dieser Maßregel ist sicher die Tatsache, daß in den letzten fünfzehn Jahren der sogenannte gute Geschmack ebenso obligatorisch geworden ist, wie das Einjährige, der Reserveoffizier und ähnliche schöne Dinge, und leidem ebenso unerläßlich zur Vollständigkeit der allgemeinen Bildung ist, wie jene. Herr v. Jagow hat nun von Berufs wegen viel mit Kunst und Künstlern zu tun, und da ist denn seine Aktivität angestickt und zur Betätigung gedrängt worden. Und als dann noch die Feuilletonisten kamen, da geschah das Unglück, und die ärge Farbenverordnung erschien.

Sie werden fragen, was die Feuilletonisten damit zu tun haben, ob die Autodroschken himmelblau oder grün angestrichen sind. Diese Frage ist durchaus berechtigt: sie — die Feuilletonisten — machten sich aber doch damit zu tun. Sie haben nämlich seit der Erfindung des modernen Kunstgewerbes ebenfalls Geschmack bekommen und sind überdies, wie alle Menschen, die auch nur entfernt mit Kunst zu tun haben, andauernd von Stoffhunger geplagt. Und da kam denn erst der eine und nachher noch mehrere auf die Idee, sich einmal mit der Farbe und dem Anstrich der Autodroschken zu befassen. Es gab und gibt nämlich in Berlin eine Anzahl Gesellschaften, die ihren Droschken eine besondere Auszeichnung geben wollten und sie darum nicht nur gelb, grün, silbern, golden oder rot anstrichen, sondern unter den Fenstern, in Augenhöhe etwa, ihnen ein künstlerisches Ornament zuteil werden ließen. Eine Blumen- oder Weinranke oder etwas ähnlich Sinniges schlängelte sich da um die Karosse in mehr oder weniger schönem Gegensatz zu ihrer Grundfarbe. In diese Ranken hakten sich nun die Feuilletonisten ein und fragten: Was sollen diese Ranken an Autos? Was haben sie mit Blumen oder Weintrauben zu tun? Diese Fragen sind vollauf berechtigt; ich bin aber überzeugt, daß sie sich bis dahin niemand vorgelegt hat. Nun wurden sie in den Zeitungen geistreich plaudernd erörtert, und plötzlich fand sie jeder scheußlich. Wahrscheinlich auch Herr von Jagow. Und als dann die Automobilausstellung stattfand, hieß es, die auswärtigen Aussteller hätten sich furchtbar über die verblümten Autos mokiert. Was man noch scheußlicher fand. Und die Folge war dann eben der besagte Erlaß, demzufolge nun bald alle Autodroschken marstallbraun und elfenbeinfarben aussehen werden.

Es gibt Leute, die Herrn v. Jagow um dieser künstlerischen Tat willen preisen. Es gibt andre, welche gemütsroh sagen: „Nu — wenn schon!" Es gibt noch andre, die das Verschwinden der bunten Autos bedauern. Zu diesen gehöre ich. Auf die Gefahr hin, schlechten Geschmacks bezichtigt zu werden. Ich breche trotzdem eine Lanze für die Blumen und Weintrauben und die gelben und roten und blauen Autos. Jetzt gerade. Denn ich bin jetzt bald nahe daran, auf allen sogenannten Geschmack zu pfeifen, der hoffentlich bald ebenso in Verruf kommen wird, wie die sogenannte allgemeine Bildung, mit der Gott sei Dank auch kein anständiger Mensch mehr etwas zu tun haben will.

Wir leben unter einem sehr grauen, sehr farblosen und (trotz dieses Sommers) wenig sonnigen Himmelsstrich. Soll man da nicht dankbar sein für jedes bißchen Farbe, das irgendwer in das öde Einerlei der Straßengrau bringt? Sollte man nicht die Leute ermuntern, Farben zu gebrauchen, statt sie abzuschrecken? Wie lustig sieht der Potsdamer Platz aus, mit all den roten, blauen, gelben, grünen Gefährten! Jetzt stellen Sie sich das alles, bitte, braun vor. Geschmackvoll? Ich glaube, es wird bloß blödsinnig langweilig. Warum nicht lieber hier und da eine vom Gebrauchs- und Zweckdogma verfemte Geschmacklosigkeit, die doch irgendwie von Leben erfüllt ist, mitnehmen, statt der starren Uniformierung, die sowieso immer weiter schreitet?! Wie lustig sehen die Pariser Boulevards im Schmucke all der bunten Plakate aus, sobald man nur erst einmal die Heimatschutzbrille abgetan hat! In dem grauen Berlin kommen sie nicht bald so zur Ausübung ihrer segensreichen Wirkung wie in der Seinestadt. Und dabei hätte Berlin ein bißchen Buntheit zehnmal nötiger.

Im Geiste aber sehe ich die Reform des Herrn v. Jagow weiter und weiter greifen. Ich sehe eines Tages die Verschiedenheit der Haar- und Bartfarben als störend im Straßenbilde empfunden und in Königlich Preußischen Haarfärbeinstituten durch ein uniformes Marstallbraun beseitigt. Ich sehe die Damentoiletten reglementiert und die Farbe der Herrenhüte und -mäntel für den Sommer elfenbeinfarben, für den Winter preußischblau festgelegt. Ich sehe, wie Hebbels Volker, weiter in die Tiefe der Zeiten, sehe ein allgemeines Menschengrößenmaß festgesetzt und eine Maximasbauchumfangsgrenze, ich sehe einen gemeinsamen Anstrich sämtlicher Häuser erfolgen — und über dem Potsdamer Platz in leuchtenden Riesenbuchstaben: „Es lebe der allgemeine Geschmack! Ich warne Individuen!" Ich sehe — aber ich will lieber abwarten und schweigen. Komme, was kommen mag, heißt's in irgendeinem schönen Kommerslied. Nur eines schwöre ich: daß ich dem sogenannten guten Geschmack von jetzt ab noch mißtrauischer als bisher begegnen werde. Der Ofen im Dresdner Kunstgewerbemuseum, auf dem, als Rauchrohr glaube ich, eine nackte Venus steht, soll jetzt mein Panier sein. So etwas ist ungefährlicher als der grassierende „Purismus".

Kleines Feuilleton.

Programm für Sonntag. Kgl. Oper: „Der Ring des Nibelungen", 5 Uhr. — Kgl. Schauspielhaus: „Judith", ½6 Uhr. — Residenztheater: „Der Zigeunerbaron", ¼4 Uhr; „Polnische Wirtschaft", 8 Uhr. — Zentraltheater: „Der verbotene Kuß", ¼4 Uhr; „Die schöne Helena", 8 Uhr. — Vereinshaus: Liederabend Elena Gerhart und Artur Rikisch, ½8 Uhr.

= **Kgl. Opernhaus.** Karl Perrons Galeere, die in diesen Wochen gastspielsweise vor allerhand entlegenen Küsten deutscher Provinzen Anker warf, sollte — so raunten Thebaner — gestern wieder am heimischen Strande landen und den lange und schmerzlich Vermißten als „Holländer" ans Ufer senden. Aber statt Perron las man Soomer auf dem Zettel. Und statt Soomer sah man — Plaschke auf der Bühne. Karl Perron, so hören wir, wird erst in der kommenden Woche, aber bestimmt, wieder auftreten. Soomer hatte wegen Heiserkeit absagen müssen. Wer Plaschkes Holländer kennt, weiß, daß der Abend kein verlorener war. Die Gestalt gehört zu den eindrucksvollsten Partien des Künstlers und er hat sie auch gestern über alle Maßen schön gesungen. Senta war zum ersten Male Fräulein Forti. Die Leistung hatte gute Anlagen. Man sah Dalands Tochter, sah das Schiffermädel. Aber nach dem Eintritt des Holländers wächst die Jungfrau doch über das Körperliche hinaus. Sie hat — eine nordisch-primitive Schwester der Elisabeth — den Erlösungsbazillus der Wagnerschen Femininitäten im Blute. Wenn Senta entschlossen ist, des Holländers Retterin zu werden, verklärt sie sich selber hinauf ins Visionär-Priesterliche. Zu solchem Aufflug fehlen Fräulein Forti noch die Flügel. Das „Wer du auch seist", das sich dem Holländer wie ein inniger, warmer Glockenton friedebringend ans Herz legen müßte, sang sie ihm wie ein Stück schneidenden Stahls in die Brust. Wie ihr darstellerisch noch in diesen Momenten die Schwerlosigkeit fehlt, fehlt hier auch dem allzu widerstandsfähigen Organ

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1911110501/1